

Bruder „Langer Frühlingstag“

Ein tibetisches Märchen

aus dem Englischen von Eva Hookway

Zeichnungen von Oleg Borissov



Sangye Khandro war ein vom Pech verfolgtes Mädchen. Stets arbeitete sie hart und tat ihr Bestes, um alles gut zu machen. Aber irgendwie schien immer etwas schiefzugehen. Jeden Tag nähte Sangye Kleider für die Leute, die in der Stadt lebten, während ihre Mutter Lieferungen ausführte und nach neuen Kunden suchte. Sangye war ein hübsches Mädchen, aber karge Kost, Armut und harte Arbeit trugen wenig dazu bei, ihr gutes Aussehen und die feinen, fast aristokratischen Züge zu vervollkommen. Sie trug die einfache Kleidung der Bäuerinnen, und ihr langes schwarzes Haar war immer in zwei lange Zöpfe geflochten, die bei den seltenen Gelegenheiten, da sie etwas Mußezeit hatte und ausgedehnte Spaziergänge in den blumenübersäten Hügeln machen konnte, im Winde flatterten.

Nun aber war Sangyes Mutter Pema eine sehr unbeherrschte Frau. Sie trieb ihre Tochter zu harter Arbeit an, tat selbst aber wenig. Und wenn Sangye etwas Dummes gemacht hatte, vielleicht auch mal ein wenig zu oft, wurde Pema Khandro rot vor Wut und sagte die häßlichsten Dinge, die man sich vorstellen konnte. Lebensmittel

waren sehr knapp, und mit leerem Magen sind die Menschen immer viel gereizter; und einen jeden Tag mußten sie mit Gerstenmehl und Tee zufrieden sein. Aber im Schrank stand ein kleiner Topf mit Reis, eine außerordentliche Delikatesse in diesem entlegenen Land. Wenn ihre Mutter geschäftlich unterwegs war, schaute Sangye den Topf mit Reis an, und später meinte sie mitunter so ganz nebenbei: „Vielleicht könnten wir mal zur Abwechslung die Hälfte von dem Reis essen.“

Aber dann brüllte Pema Khandro los und sagte, der Reis würde aufgehoben für Bruder „Langer Frühlingstag“. „Wenn „Bruder Langer Frühlingstag“ kommt, werden wir zusammen ein Fest feiern, bis dahin also versuche ein bißchen Geduld zu üben,“ schrie die wütende Frau. Die hübsche junge Tochter nahm dann ihre Näharbeit wieder auf und dachte über den geheimnisvollen Bruder „Langer Frühlingstag“ nach. Sie hatte niemals von einer solchen Person gehört, hatte aber zuviel Angst vor der schlechten Laune ihrer Mutter, um zu fragen. Ihre Mutter wurde stets sehr ärgerlich, wenn sie etwas nicht wußte, wie aber, so überlegte sie,

sollte sie irgendetwas lernen, wenn sie niemals fragte?

Der Reis befand sich seit vielen Wochen in seinem Tontopf, als eines Tages jemand an die Tür klopfte. Es war ganz ungewöhnlich, daß Besucher erschienen, besonders wenn Pema geschäftlich unterwegs war. Sangye ließ den Stoff zu Boden fallen, sie war immer unbedacht in solchen Dingen, und eilte zur Tür. Im Hof stand ein alter Mönch, seine kastanienbraune Robe verblichen, aber sein Gesicht lebendig und voller Wissen. „Hallo, meine junge Freundin,“ sagte der Mönch, „hast du etwas zu essen übrig für einen armen Wandermönch?“ — „Ich würde euch alles geben, was ihr wünscht, Herr,“ sagte Sangye, „aber wir haben nichts im Hause.“ — „Ich bin viele Meilen gelaufen, bist du sicher, daß absolut gar nichts da ist?“ sagte der Mönch lächelnd.

Sangye erinnerte sich an den besonderen Topf mit Reis. „Wir haben wohl einen Topf mit Reis,“ erzählte sie dem Mönch, „aber der wird für das Fest aufgehoben, wenn Bruder „Langer Frühlingstag“ eintrifft.“ — „Aber ich bin ja der Bruder,“ meinte der heilige Mann, „heute ist das große Fest.“ Der

ehrenwerte alte Mönch sagte, daß ihn einige Leute Bruder „Langer Frühlingstag“ nannten, während andere ihn eher als Lama Rinpoche kannten. Das junge Mädchen war ganz aufgeregt, einen so wichtigen Gast zu haben, sie eilte umher, um aufzuräumen, stieß dabei alles mögliche um, und begann, den Reis zum Kochen vorzubereiten. Sangye hatte beabsichtigt, die Rückkehr ihrer Mutter abzuwarten, aber der Lama meinte, er habe es so eilig, daß er nur eben etwas Reis essen könne und sich dann sofort aufmachen müsse. Sangye tat natürlich, wie sie der weise Mann geheißen. Sie buck den Reis mit Kräutern und Gewürzen, nahm sich sehr in acht, nichts falsch zu machen, und als die obere Schicht gebräunt war, trug sie das Festessen auf. Sie gab dem Lama einen Teller, nahm den kleinsten Teller für sich selbst und hob den Rest für ihre Mutter auf. Sowie Lama Khorwadschig seine Mahlzeit beendet hatte,

gab er dem Mädchen seinen Segen und machte sich zum Gehen fertig. „Noch eines, bevor ich gehe,“ sagte er zu Sangye. „Sollte deine Mutter jemals so verärgert sein, daß du kein Zuhause mehr hast und nicht weißt wohin, dann kannst du zu mir kommen und meine Schülerin werden.“ Der Lama erklärte, wo sich seine Einsiedelei in den Bergen befand, wobei sich Sangye wunderte, wieso der heilige Mann gewußt haben konnte, daß Pema Khandro immer so eine zornige Frau war.

Der alte heilige Mann wanderte hinweg, den Bergen entgegen, überzeugt, daß Sangye Khandro sehr bald den gleichen Pfad beschreiten würde. Ein paar Stunden später kam Pema nach Hause. Sie roch den Reis, sowie sie zur Türe hereintrat. „Ist das Reis, was ich hier rieche?“ schrie sie ihre Tochter an. Sangye versuchte zu erklären, aber ihre Mutter glaubte ihr kein Wort. Unter Tränenströmen erzählte die arme Tochter, wie der geheimnisvolle Besucher gekommen sei und gesagt habe, er sei Bruder „Langer Frühlingstag“. — „Du



bist nicht nur dumm und gefräßig,“ schrie Pema, „aber jetzt fängst du auch noch an zu lügen. Bruder „Langer Frühlingstag“ ist der längste Tag im Frühling, und jeder weiß das.“

Jeder, natürlich außer Sangye. Sie hatte ein ruhiges, behütetes Leben geführt und ihre Mutter war immer zu zornig, um ihr irgend etwas zu erklären. Sangye weinte und wiederholte ihre Geschichte, aber jedesmal, wenn sie den Wandermönch erwähnte, wurde Pema noch wütender. „Ich bedaure es, jemals eine so dumme Tochter gehabt zu haben. In deinem nächsten Leben wirst du ein Esel sein,“ kreischte Pema vor Zorn bebend und stampfte mit den Füßen. „Ich kann dich keine Minute länger im Hause ertragen. Du mußt sofort gehen und sollst niemals wiederkommen.“ Sangye war wie vor den Kopf geschlagen. Es war ein außerordentlicher Tag gewesen. Zuerst kommt der fremde Mönch und ißt den Reis, und dann verliert Pema tatsächlich alle Kontrolle über ihr Temperament und macht die so oft ausge-

sprochene Drohung wahr. Am meisten aber verwunderte Sangye die Tatsache, daß Lama Khorwadschig die Ereignisse beinahe vorausgesehen hatte. Nicht nur war sie aus dem Hause geworfen worden, merkwürdigerweise wußte sie auch noch, wohin sie gehen konnte. Obwohl ihre Mutter immer noch vor Wut kochte, versuchte Sangye, alles gutzumachen. Sie zeigte ihr den Reis, der noch warm im Kochtopf war, aber nichts konnte diese schreckliche Unstimmigkeit aus dem Wege räumen.

Mit einem Beutel abgetragener Kleider und kleinen Dingen, die sich während ihres einsamen Lebens angesammelt hatten, folgte Sangye Khandro der Anweisung des Lamas. Sie ging den Pfad entlang durch die Berge, aufwärts über die Baumgrenze hinaus und in den Schnee viel weiter oben. Sie lief viele Stunden, denn die Einsiedelei war weit weg, und die

ganze Zeit über dachte sie an ihre Mutter. Es war typisch für Sangye, daß sie keine Bitterkeit fühlte, eigentlich tat ihre zornige Mutter ihr leid. Pemas geheime Verbitterung hatte sie immer unglücklich gemacht, und Sangye beschloß, niemals Groll zu hegen, sondern zu jedermann freundlich zu sein. Der Aufstieg wurde immer steiler. Es wurde sehr dunkel und Sangye sorgte sich, daß sie die Einsiedelei vielleicht nie finden würde. Aber da kam der Mond hervor und beleuchtete den Pfad, und schließlich traf sie bei der Höhle des Lama ein.

Lama Khorwadschig lebte sehr einfach, aber seine Höhle war geradezu luxuriös, soweit man das von Höhlen sagen kann. Der Eingang war völlig abgerundet, und innen verjüngte sich der Hauptraum zu einem engen Durchgang. In den Felsen waren Stein- stufen gehauen, und oben befand sich ein weiterer, viel kleinerer Raum, wo der heilige Mann über das Wesen des Universums meditierte, über die Schönheit des Frühlings, die Herrlich-

keit, die in unserem Geist ruht. Als das Mädchen eintrat, saß der Lama im Lotossitz beim Eingang der Höhle, als hätte er sie erwartet. Seine beiden Lieblingstiere, eine Katze und ein Hahn, waren bei ihm. Die Katze schlich mit bössartigen Blicken auf den Gast umher, wohingegen der Hahn auf dem Boden herumkratzte, als suche er einen verborgenen Schatz. „Ich freue mich so sehr, daß du gekommen bist,“ sagte der Mönch, und ein Lächeln breitete sich über sein freundliches altes Gesicht aus. „Jetzt kannst du meine Schülerin sein und vieles lernen.“ Sangye dankte dem gutherzigen Lama. Sie lächelte der Katze und dem Hahn zu, aber die schienen nicht so erfreut, einen neuen Ankömmling willkommen heißen zu müssen.

Sangye schlief im unteren Teil der Höhle, der Lama bewohnte den kleinen oberen Raum. Einen großen Teil der Nacht wie auch die meiste Zeit des Tages brachte er in religiöser Meditation zu, und so verhielt sich das Mädchen still und vorsichtig, als sie ihr Kleiderbündel zu einem Bett für die Nacht herrichtete. Katze und Hahn sollten drunten ihre Gefährten sein, aber noch immer schlichen sie mißtrauisch umher, wobei sich der kopflastige Hahn äußerst bemühte, die Katze nachzuahmen, und bei diesem Versuch ganz lächerlich aussah. Sangye hatte sonderbare Träume. Der merkwürdige Tag wob eigentümliche Muster in ihr junges Gemüt. Sie sah ihre Mutter, hochrot vor Zorn, immer wieder brüllend, aber alles war völlig sinnlos. Dann erschien der Mönch, wie ein strahlender Heiliger, um sie den verschneiten Pfad zu der seltsamen Höhle hinaufzuführen. Die Katze und der Hahn waren wie zwei Wächter, die mit langen Speeren Wache standen, jedoch mit völlig ausdruckslosen Gesichtern wie zwei leuchtende Monde.

Beim Anbruch des neuen Tages begann für Sangye Khandro ein neues Leben. Langsam kam der Lama die Steintreppe herunter und setzte sich auf seinen Lieblingsplatz am Höhleneingang. Er versprach dem Mädchen religiöse und philosophische Belehrungen und erwartete dafür von ihr, daß

sie die Höhle sauber hielt und das Essen zubereitete. Lama Khorwadschig nahm nur eine Mahlzeit am Tage zu sich, wenn die Sonne unterging und ihr Licht sich im grauen Vorhang der Abenddämmerung verlor. „Eines ist sehr wichtig,“ sagte er zu Sangye. „Die Katze und der Hahn müssen das gleiche Essen wie du selbst bekommen. Jedes kleine Bißchen muß gleichmäßig aufgeteilt werden, und wenn da auch nur ein überzähliges Reiskorn ist, muß es in drei gleiche Teile geteilt werden.“ Katze und Hahn standen dabei und hörten zu. Sangye entsann sich ihres Traumes und lachte beinahe innerlich. Der alte Einsiedler gab Sangye noch verschiedene andere Anweisungen und zog sich in seine Abgeschiedenheit zur Meditation zurück. Katze und Hahn beobachteten Sangye verstohlen, die Katze schlich umher, als wollte sie jederzeit auf ihre Beute springen, während der Hahn sein möglichstes tat, um verschlagen und katzenähnlich auszusehen.

Sangye begann mit ihrer Arbeit. Sie holte Wasser von der Quelle, säuberte Töpfe und Tiegel, fegte die Höhle aus und hackte Holz fürs Feuer. Sobald die Sonne auf ihre letzte Phase zuging, bereitete Sangye das Essen vor, und wenn der Lama seine täglichen Andachten beendet hatte, war alles fertig für des Tages Mahlzeit. Sangye bediente zuerst den Meister, dann teilte sie alles, was übrig war, in drei gleiche Portionen. Katze und Hahn beobachteten sie aufmerksam. An manchen Tagen rief Lama Khorwadschig das Mädchen herauf zu sich in seinen kleinen Raum. Sie saß dann still auf dem Boden, während der Meister aus uralten Büchern vorlas. Die Bücher waren lang wie der Arm eines Mannes, aber nur eine einzige Hand breit. Die Seiten waren lose, so daß man die eine auf die andere legen mußte. Auf einigen Seiten befanden sich kleine Bilder von Göttern, Blumen, Lotosblüten, die aus dem Schlamm eines trüben Teiches hervorkamen. Wenn der Unterricht beendet war, wickelte der Lama das Buch sorgfältig in ein braunes oder gelbes Tuch. In dem kleinen Raum waren hunderte von Büchern, alle in

ihren sauberen Tuchumhüllungen aufgestapelt, so gab es also wenig Platz für zwei Personen. Der heilige Mann las und schaute zum Fenster hinaus auf die Schöpfung der Natur. Wann immer Sangyes Gedanken wanderten, hielt der Lama inne und fragte, was sie an diesem Tag gelernt habe.

„Das Wichtige in diesem Leben ist, achtsam zu sein,“ sagte er dann. „Wenn wir unachtsam sind, werden wir niemals etwas lernen.“ Die alten Schriften lehrten die Menschen, wie sie miteinander leben können. Sangye lernte: Wenn sie gut und freundlich wäre, fielen Güte und Freundlichkeit auf sie zurück, wenn nicht in diesem Leben, dann bestimmt in einem zukünftigen. Wenn man böse ist, kommt das Böse zurück. Das Rechte zu tun, ist immer naheliegend, denn es entspricht dem Zustand der Natur, während das Schlechte wie ein Gänseblümchen inmitten eines Feldes von Sonnenblumen steht.

Sangye tat ihr Bestes, um diesen Weisungen entsprechend zu leben. Sie war immer nett zu den beiden Tieren, und allmählich waren sie auch nett zu ihr — obgleich sie immer noch streng darauf achteten, daß das Essen gerecht ausgeteilt wurde. Der Lama bekam viele Besucher, von denen einige früher seine Schüler gewesen waren. Sie kamen, ihn um Rat zu bitten, und ließen Gaben da. Der Lama brauchte nur sehr wenig für ein vollkommenes Leben, so waren die Geschenke meistens Nahrungsmittel und auch Reistöffe. Sangye unterhielt sich mit den Gästen im unteren Teil der Höhle, und wenn der weise Lama bereit war, geleitete sie die Leute zu ihm hinauf. Wenn zwei oder drei Personen zusammen zu ihm gehen wollten, wurde es etwas schwierig, weil der Raum so klein war. Es war ein glückliches und erfülltes Leben.

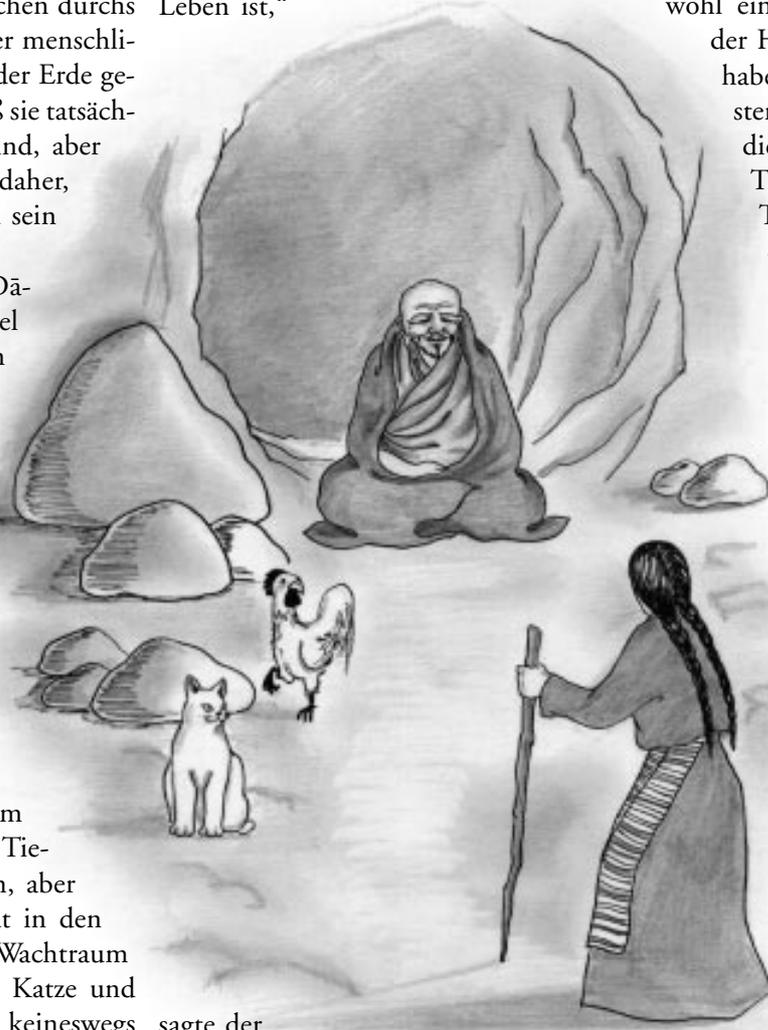
Sangye nahm kaum wahr, wie die Tage vergingen. Sie sah nicht mehr so abgemagert aus wie die Armen, und ausgedehnte Spaziergänge in den Bergen hatten aus ihr eine frische strahlende junge Schönheit gemacht. Manchmal ging sie den ganzen Tag spazieren und dachte nach, anderntags saß sie viele lange Stunden zu Füßen

des Lama Khorwadschig. An einem solchen sehr langen Unterrichtstag sprach der Lama von Dākinīs, den feenähnlichen Wesen, die in den Wolken leben und als Boten der Gottheiten tätig sind. Einige Dākinīs gehen in fremde Welten, um dort die Wesen glücklich zu machen, während andere menschliche Gestalt annehmen, um mit den sterblichen Menschen durchs Leben zu gehen. Einige der menschlichen Dākinīs werden auf der Erde geboren, ohne zu wissen, daß sie tatsächlich himmlische Wesen sind, aber das kommt gewöhnlich daher, daß sie sehr vergeßlich zu sein pflegen.

Der Unterricht über Dākinīs hatte Sangye sehr viel Freude gemacht, und den ganzen folgenden Tag dachte sie an die lieblichen Feen, die geboren werden, um die Wesen glücklich zu machen. Sie war so tief in Gedanken versunken, als sie die Töpfe hinab zur Quelle trug, daß sie die wichtige Anweisung des Lama vergaß. Ein Reiskorn war im Topf verblieben. Es hätte zwischen dem Mädchen und den beiden Tieren geteilt werden müssen, aber Sangye steckte es zerstreut in den Mund und lief wie im Wachtraum hinunter zur Quelle. Die Katze und der Hahn jedoch waren keineswegs frohgemut. Auch sie entsannen sich der Worte des Meisters und trampelten wütend umher. Das Feuer brannte, bereit für die Mahlzeit, da zogen Katze und Hahn die Holzscheite weg und verstreuten die glühende Asche. Als Sangye zurückkehrte und den furchtbaren Schlamassel sah, fiel ihr ein, was sie getan hatte. Sie entschuldigte sich bei Katze und Hahn, aber die trampelten weiter und nahmen keine Notiz von ihr. Es dauerte lange, das Feuer wieder in Gang zu bringen, und als dann der Lama zu seiner einzigen Tagesmahlzeit eintraf, war sie natürlich nicht fertig. Der alte Einsiedler erriet, was vorgefallen war. Er war nicht

böse auf Sangye, nur enttäuscht, daß seine Schülerin so vergeßlich war. Katze und Hahn waren immer noch so wütend, daß Sangye sich an die unangenehmen Tage mit ihrer Mutter erinnerte, wenn sie eine ihrer schlechten Launen hatte.

„Du mußt immer daran denken, daß Achtsamkeit das Wesentlichste im Leben ist,“



sagte der weise Mann.

„Du bist seit langer Zeit meine Schülerin, aber bald ist eine neue Zukunft für dich bestimmt.“ Sangye schluchzte, während sie das späte Abendessen weiterkochte. Sie wußte nicht, was auf sie wartete, und war sehr beunruhigt, daß der Lama sie hinauswerfen würde, wie ihre Mutter das vor langer Zeit getan hatte. Katze und Hahn blickten wieder verschlagen drein, genau wie am Tage ihrer Ankunft bei der Höhle. Sie vermied ihre garstigen Blicke und aß ihre Abendmahlzeit in traurigem Schweigen.

Der Sommer war einem kalten Herbst gewichen. Die Bäume unten

im Tal hatten einen grün-goldenen Teppich auf die sanft abfallenden Hügel geworfen. Hoch oben in den Bergen war bereits Schnee gefallen, und jeden Tag wurde es ein wenig kälter. Bald würde die ganze Landschaft weiß getüncht sein, sauber in ihrem Wintermantel. Die Vögel würden in wärmere Zonen jenseits der Berge fliegen, obwohl einige immer in der Nähe der Höhle blieben, um teilzuhaben an dem, was der Meister aß, und den Bröckchen, die Sangye und die beiden Tiere übrig ließen. Einige Tage nach dem unglücklichen Vorfall mit dem Reiskorn ging Sangye zur Quelle, um Wasser zu holen, aber sie fand sie als harten Eisblock vor. Mit nackten frierenden Füßen ging das Mädchen durch den kalten Schnee mit ihrem Tontopf hinunter zum Fluß, wo die Kälte weniger streng war und das Wasser noch ins Tal fließen würde. Als sie den Tontopf in den reißenden Fluß tauchte, sah sie am anderen Ufer zwei Reiter. Sie trugen vornehme Gewänder, und ihre Pferde glänzten von all der Pflege, die sie immer erhielten. Die

Reiter lächelten dem hübschen Mädchen zu, aber Sangye war sehr verlegen. Sie füllte ihren Topf und ging schnell den steilen Hang hinan zu des Lamas sicherer Einsiedelei.

Die beiden Männer überquerten den Fluß, denn auch sie wollten über den Bergpaß und zurück zum Palast des Königs reiten, wo sie als einflußreiche Minister tätig waren. Als sie an den kleinen Abdrücken, die des Mädchens nackte Füße hinterlassen hatten, vorbeikamen, sahen sie etwas höchst Erstaunliches. In jedem Abdruck zeichneten sich vier deutlich geformte Lotosblüten ab. Das hübsche Mädchen war weitaus mehr als eine



Wasserträgerin. Sie war eine menschliche Dākinī. Die Reiter sprangen sofort auf ihre Pferde und galoppierten in größter Eile zurück zum Palast. Der König suchte nach einem passenden Mädchen, das sein Sohn, der Prinz, heiraten könne, so daß eines Tages ein stattliches Paar das Königreich regieren und die gute Familientradition des starken und ansehnlichen Monarchen fortsetzen konnte. Beide Männer waren so voller Eifer, dem König die Neuigkeit zu verkünden, daß sie stammelten und stotterten und kaum imstande waren, die erstaunliche Geschichte zu erzählen. Der König kam schließlich dahinter, was seine Minister zu berichten versuchten, und war so angetan, daß er selbst nun zu stammeln und zu stottern begann. Als der gesamte Hofstaat dann gewahr wurde, daß sie eine menschliche Dākinī im Lande hatten, machte sich eine große Aufregung breit. Die beiden höchsten Minister wurden entsandt, das Mädchen ausfindig zu machen und ihre Eigenschaften zu ermitteln.

Die Minister ritten mit ihrer Begleitung davon. Leuchtende Fahnen flatterten im Winde, und die ganze Gruppe bot ein farbenfreudiges Bild

auf der weißen Schneedecke. Schließlich erreichten sie den Fluß, wo das Mädchen gesehen worden war, und von dort folgten sie dem Bergpfad hinauf über die Baumgrenze und schließlich bis zu der einsamen Höhle. Die Minister wußten, wo sie sich befanden, denn jeder Mann im Lande hatte von Lama Khorwadschig Rinpoche gehört, und es ging das Gerücht, daß sogar der König zu dem heiligen Mann ging, wenn er sich mit einer wichtigen Staatsangelegenheit befassen mußte. Sangye jedoch war es nicht gewöhnt, so viele Gäste und besonders Minister vom Königshofe zu empfangen. Als sie sich in der dunkelsten Ecke der Höhle verborgen hielt, konnte sie die Männer sprechen hören. Die Minister fragten, ob das Mädchen eine menschliche Dākinī sei und zu Sangyes Überraschung bestätigte dies der alte Einsiedler. „Sie war seit langem meine Schülerin. So ist sie mehr als vorbereitet, eine Prinzessin zu werden,“ sagte der Lama. „Sie hat viele vorzügliche Eigenschaften und hat sich immer als ein guter Mensch erwiesen.“

Der alte Einsiedler hatte nicht genug Eßwaren, um so viele Leute zu

bewirten, aber bevor die Minister und ihre Bediensteten weggingen, gab er jedem von ihnen einen Tropfen heiligen Wassers, das er in einem Steinkrug oben in seinem Meditationsraum aufbewahrte. Er gab den Besuchern auch seinen Segen, so reisten sie also ab und waren glücklich und zufrieden mit sich selbst. Als die Gäste gegangen waren, kam Sangye weinend aus ihrer dunklen Ecke. Sie wollte keine Dākinī sein, sagte sie, und vor allem wollte sie nicht ihren Meister verlassen. „Es ist wichtig, daß an der verantwortlichen Stelle im Königreich eine gute Persönlichkeit steht,“ sagte der Lama. „Wenn du den Prinzen heiratest und schließlich Königin wirst, nachdem der alte König aus diesem Leben geschieden ist, kannst du guten Rat geben und dabei an alle Menschen im Lande denken.“

Die ganze Sache erschien wie ein Märchen, und in der Tat, das war es auch. Sangye ging wie im Traum umher, kaum daß sie bemerkte, ob sie das Essen gleichmäßig aufteilte oder nicht. Alles erschien wie ein Phantasiegebilde, eine wundersame Geschichte, wie sie alte Leute den Kindern an langen Winterabenden erzählen. Sangye wußte nicht, warum sie in die Welt der Menschen gekommen ist, wenn sie doch eine Dākinī war. Und dann dämmerte es ihr. Sie ist stets so vergeßlich gewesen.

Schließlich kam der König selbst zu der Höhle. Minister und Diener waren da, Yaks mit großen Zelten, Köche und sogar Musikanten. Der König war ein weiser und kluger Herrscher. Er hatte große Hochachtung vor dem Rinpoche und verbeugte sich sehr tief vor ihm und überreichte ihm einen weißen Schal. Der Mönch verbeugte sich seinerseits sehr tief, und auch er legte ihm traditionsgemäß einen Schal um den Hals. Es war eine sehr glückverheißende Angelegenheit, und Sangye war nervöser als beim Besuch des Ministers. Der König brachte auch Geschenke mit. Da waren Lebensmittel und neue Roben für den Mönch, besondere Leckereien für die Tiere, Juwelen und feine Kleider für Sangye, die sich alsbald wie eine Prinzessin vorkam, als sie sie anprobierete. Die Staats-

köche bereiteten ein großartiges Festmahl, so daß Sangye erstmals seit ihrer Ankunft in der Höhle nicht zu kochen brauchte, und als sich der Mond am klaren Nachthimmel erhob, hallte der Klang von Hörnern und Saiteninstrumenten von den Bergen wider. Sangye war einverstanden, den Prinzen zu heiraten, denn das war des Meisters Wunsch, aber sie war traurig, den gütigen Lama zu verlassen, der so viel als Entgelt für so wenig gegeben hatte. Der König und seine Mannen stellten die großen Zelte rund um den Höhleneingang auf, und alle schliefen mit glücklichen Träumen. Das Frühstück war ein abermaliges Fest, denn der König war an feines Essen gewöhnt, aber früh am Tage wurden die Zelte wieder verpackt, und die Gesellschaft war bereit für die lange Rückreise zum Palast.

Zwei kleine Tränen rollten über Sangyes Gesicht. Sie sah ganz besonders entzückend aus in den schönen Kleidern und fühlte sich schon ein klein wenig wie eine Prinzessin. Alle waren reisefertig. Sangye ging zu dem großen Lama, um ihr letztes Lebewohl zu sagen. Sie küßte seine Hände, er segnete sie und sprach seine letzte Lektion: „Denke daran,“ sagte er, „tue alles voll bewußt und sei immer achtsam und hüte dein vergangenes Leben als Geheimnis. Lebe nun wohl und viel Glück für die Zukunft.“ Sangye bestieg einen schönen Schimmel. Sie war niemals zuvor geritten und daher etwas nervös. Aber das Tier war sanft, und alsbald bewegte sie sich harmonisch mit dem Auf und Ab des Ledersattels. Als sie dem Lama zum Abschied zuwinkte, sah sie deutlich glasklare Tränen in den weisen Augen. Und sogar Katze und Hahn schienen sehr traurig, Sangye fortgehen zu sehen. Die

Rückreise zum Palast war kalt und langsam, denn Yaks gehen niemals schnell, und alle mußten sich ihrem Tempo anpassen. Sangyes Gedanken hielten sie warm. Sie entsann sich ihres bescheidenen Heims im Tal. Ihre unfreundliche Mutter, die immer voller Ärger war. Die Jahre bei dem Lama waren bewegt und lohnend gewesen, dennoch wußte sie immer, daß noch etwas anderes bevorstand. In nur wenigen Tagen würde sie eine richtige



Prinzessin sein, noch dazu eine Dākinī-Prinzessin. Bald kam der Hochzeitstag. Der Prinz war ein gut aussehender Jüngling mit Charme und Intelligenz, und Sangye war überaus glücklich, seine Braut zu sein. Tausende angesehener Gäste strömten zum Palast, und als sie sich alle zur Heiratszeremonie versammelten, schauten ihre feinen Gewänder wie Millionen blühender Blumen am ersten Frühlingstag aus.

Dann zog wieder Ruhe in Sangyes Leben ein. Sie mußte nicht mehr kochen oder barfuß zur Bergquelle laufen. Jetzt hatte Sangye Diener, die sich um sie kümmerten, wenn sie selbst auch nichts für sie zu tun fand, und einen liebenden Ehemann, der ihr jeden Wunsch erfüllte. Aber Sangye war zufrieden, eine Prinzessin zu sein und ihr Leben damit zuzubringen, ihren Ehemann glücklich zu machen. Täglich ritten sie zusammen in die Berge, denn Sangyes Reitkunst wurde mit jedem Tag besser. Feste wurden veran-

staltet, sie empfangen einflußreiche Gäste und nahmen an offiziellen Bällen teil, die der König für zu Besuch weilende Edelleute gab. Der König war glücklich, eine schöne und in der Tat himmlische Schwiegertochter zu haben und empfand, daß die Mächte jenseits des Firmaments das Königreich gesegnet hatten. Der Prinz war ebenso glücklich mit seiner reizenden Frau und außerordentlich stolz, wenn sie zusammen zu den Veranstaltungen erschienen.

Eines Tages aber geschah etwas Merkwürdiges. Sangye kämmte gerade ihr langes schwarzes Haar und blickte in den Hof ihres Seitenflügels des Palastes hinunter. Unten stand eine alte Bettlerin und bat um Beköstigung, und die Stimme klang sehr vertraut. Die Stimme gehörte Pema Khandro, Sangyes alter, zorniger Mutter, die jetzt so heruntergekommen war, daß sie betteln und

um milde Gaben flehen mußte. Prinzessin Sangye ging leise die Wendeltreppe hinunter in den Hof. Ihre Mutter war auf einem Auge blind. Ihre Kleider waren zerlumpt; sie sah abgemagert und müde aus, wie Bettler, die seit vielen Jahren auf den Straßen leben. Sangye führte die Mutter die Treppe hinauf und in der Stille ihres Zimmers erzählte sie ihr, wer sie war.

„Du hast etwas erreicht,“ sagte Pema, „und ich bin abgewirtschaftet und eine Bettlerin.“ Pema Khandro hatte ihren Zorn verloren, denn die Armut hatte das sonderbare Feuer der Heftigkeit, das so lange in ihr brannte, gemildert. Jetzt war sie alt und krank, das leere Gehäuse eines Menschen, der nicht einmal mehr Verbitterung spürte.

Die Prinzessin versteckte ihre Mutter in den privaten Gemächern, und ihre persönlichen Diener bewahrten das Geheimnis und schmuggelten Extraportionen Essen in das Zimmer der sterbenden Frau, die nur noch Brühe zu sich nehmen konnte. Allmählich

vererbte Pema Khandros Leben. Sie wurde dünner und sah älter aus als am Tage ihrer Ankunft im Hof des Palastes. Als sie sterbend dalag, offensichtlich mit großen Schmerzen, nahm sie ihren übrig gebliebenen Tropfen Lebenssaft, um einen letzten Wunsch auszusprechen. „Wenn ich sterbe,“ bat sie, „möchte ich, daß du meinen Körper eine Woche lang bei dir behältst. Dann kannst du damit die Vögel füttern.“ Die alte Frau verfiel in einen tiefen, bewegungslosen Schlaf. Im Laufe der Nacht schwanden die Sorgenfurchen aus ihrem Gesicht, sie sah gelassen aus, ja sogar jünger. Als das erste Morgenlicht ins Schlafzimmer drang, war Pema Khandro tot. Prinzessin Sangye legte tiefe Trauer an. Sie hatte ihre Mutter lieb gehabt, sogar in der harten Zeit ihrer Jugend, und war traurig, daß ihr Ende so plötzlich gekommen war. Es war keine Zeit verblieben, ein neues Verhältnis zueinander aufzubauen. Die wenigen letzten Tage erschienen so kostbar, so ausschlaggebend in Sangyes stets wechselndem Leben. Sie fand immer wieder Entschuldigungen, den Prinzen nicht sehen zu können, und betete für ihre tote Mutter.

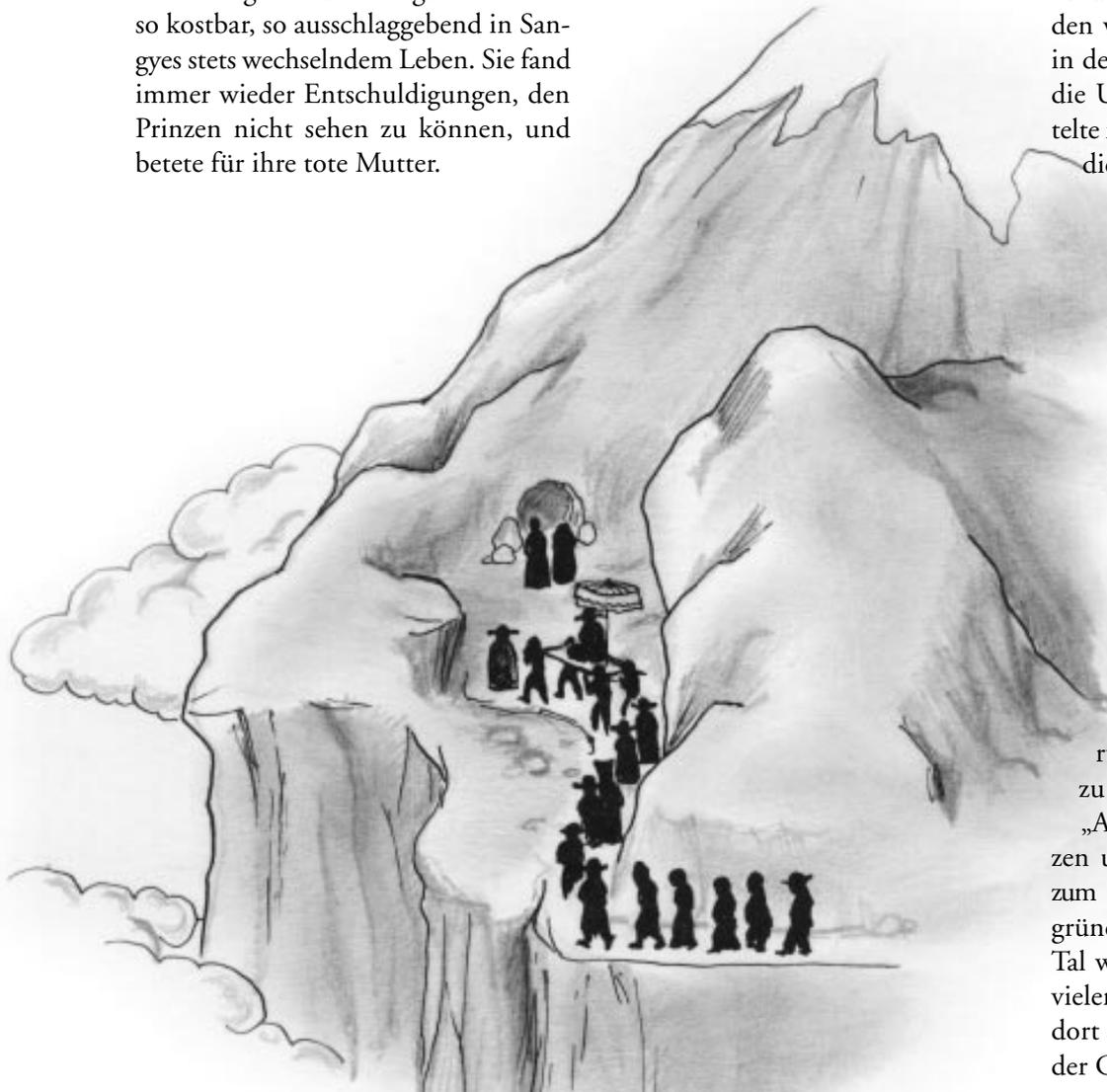
Sieben Tage lang blieb der Körper versteckt. Sangye war es gelungen, ihn verborgen zu halten, sie hatte somit den letzten Wunsch der sterbenden Frau erfüllt. Am Morgen des siebenten Tages betrat Sangye das Zimmer, in dem ihre Mutter verstorben war, aber der Körper war verschwunden — an seiner Stelle stand eine heilige Vase, doch anders als jene, die im ganzen Land in den Tempeln verwendet wurden, war diese aus Rubinen gefertigt, den leuchtend roten Edelsteinen von jenseits der sieben Meere. Sangye dachte sofort an Lama Khorwadschig. Sie wußte nicht wie und warum, aber tief in ihrem Herzen glaubte sie, der weise alte Einsiedler habe noch einmal in ihr seltsames Leben eingegriffen.

Der Prinz war sehr erpicht darauf, seine Frau zu sehen, denn sie hatte sich eine Woche lang zurückgezogen, und als er schließlich ins Zimmer trat,

sah er als erstes die Rubinenvase. Er sagte, wie reizvoll sie sei, und als er fragte, wo sie herkäme, machte Sangye einen großen Fehler. „Sie war ein Geschenk meiner Mutter,“ sagte sie. „Aber du sagtest doch, du hättest niemals eine Mutter gehabt,“ antwortete der überraschte Prinz. Der Prinz plagte seine Frau mit Fragen. Dieser Schnitzer hatte die versteckte Neugier wieder in ihm geweckt, die seit dem Tage ihrer Hochzeit vor vielen Jahren in ihm schlummerte. Jetzt entsann sich Sangye der Abschiedsworte des Lamas, aber es war viel zu spät. Nur als die Prinzessin zu weinen anfang, hörte der Prinz mit dem Kreuzfeuer von Fragen auf. „Ich fühle mich noch ein bißchen krank,“ sagte sie. „Wenn du mich noch ein paar Tage allein lassen kannst, werde ich in der Lage sein, alles zu beantworten, was du wissen möchtest.“

Sobald der Prinz gegangen war, traf Sangye Vorkehrungen, den Palast zu verlassen und ihren Guru aufzusuchen, den weisen Einsiedler, der hoch oben in den Bergen lebte. Sie schlich durch die Unterkunft der Bediensteten, sattelte ihr Lieblingspferd und jagte durch die schlafende Nacht. Als der Morgen dämmerte, traf sie bei der Höhle ein. Katze und Hahn waren draußen, und es sah aus, als wäre seit dem Tage ihrer Abreise nichts berührt worden. Lama Khorwadschig wußte, warum seine alte Schülerin zurückgekommen war, aber er schien sowieso alles zu wissen, was im Universum geschah. Der Lama lächelte und rügte Sangye nicht einmal für ihre Unachtsamkeit. Er hörte dem Mädchen zu und sagte, sie solle sich keine Sorgen machen. Er bedeutete Sangye, zum Palast zurückzukehren und dort drei Tage zu warten.

„Am dritten Tage bringe den Prinzen und all eure Diener dort drüben zum Tal,“ sagte er und wies auf die grünen Hänge in der Ferne. „In dem Tal wirst du ein vornehmes Haus mit vielen Dienern finden, und ich werde dort sein, nicht als Mönch, sondern in der Gestalt deiner Mutter.“



Sangye dankte dem Lama, denn sie wußte, was immer er versprach, würde sich erfüllen. Als Sangye auf ihr Pferd stieg, bereit zum Palast zurückzukehren, gab ihr Lama Khorwadschig seinen Rosenkranz aus Sandelholzperlen. „Nimm dies und denke an mich, wann immer du ihn ansiehst,“ sagte er. Sangye war traurig, daß sie ihren alten Freund und Lehrer nach einem so kurzen Besuch wieder verlassen mußte, aber ritt hinweg durch den neuen Tag, überzeugt, daß alles zum Besten ausgehen würde. Die Rosenkranzperlen hingen um ihren Hals, und ein starker Duft von Sandelholz wehte durch die Luft. Der Prinzessin gelang es, in den Palast zurückzuschleichen, ohne daß der Prinz etwas von ihrem nächtlichen Besuch bei dem Lama erfuhr. Sangye ging zu ihrem Ehemann und entschuldigte sich für ihre Verdrossenheit. „Um es gut zu machen, können wir in ein paar Tagen meiner Mutter einen Besuch abstatten,“ sagte sie ihm.

Am dritten Tag ritten der Prinz und die Prinzessin mit Dienern und Höflingen zu dem grünen Tal weit hinter den Bergen. Als sie endlich ankamen, sahen sie ein prachtvolles Schloß, fast so groß wie der Königspalast, Fahnen wehten im leichten Wind, und Diener eilten über den Hof. Die Frau, die am Haupteingang stand, war alles andere als alt und blind auf einem Auge, sondern kraftvoll und aristokratisch; Sangye bemerkte die weisen alten Augen. Das schöne Schloß, die Diener und Bilder, sogar die darüber flatternden Fahnen waren eine Vision, eine Illusion, die der machtvolle Geist des Lama Khorwadschig hervorgezaubert hatte. Sieben Tage wohnte des Prinzen Gesellschaft in dem luxuriösen Schloß. Sie gingen in den schneebedeckten Bergen jenseits des Palastes spazieren und kehrten dann zu einem Festschmaus zurück. Es war eine ausgedehnte Feier, und jedermann war viel zu vergnügt und sorglos, um des Lamas sonderbares Hirngespinnst zu durchschauen.

Als die Feier zu Ende ging, machten sich der Prinz und die Prinzessin mit ihrem großen Gefolge auf die Heimreise. Sie kletterten langsam über die erste Bergkette, hinunter in die Ebene, wieder hinauf und über den letzten Paß, der nach Hause führte. Als sie am Berge des Lamas vorbeikamen, spannte sich ein wunderbarer Regenbogen über den klaren blauen Himmel. Der Prinz, die Minister und alle Diener waren erstaunt über den Anblick. Aber sie erkannten nicht alles in dem herrlichen Bild. Nur Sangye sah es. Auf den Windungen des vielfarbigen Regenbogens saßen Dākinīs, Feen und heilige Wesen. Sie glitzerten wie eine Anhäufung von Sternen und lächelten den Kreaturen auf der Erde zu. Dann erschien Lama Khorwadschig, seine Gewänder leuchtend und golden, er schwebte über den Himmel wie ein Vogel, bis auch er mitten unter den Dākinīs war. Sangye sah das Abschiedslächeln des alten Lama, und dann verblaßte die ganze Versammlung und löste sich auf. Der Regenbogen verschwand.

Sangye erwähnte die Vision weder ihrem Ehemann noch ihren Reisegefährten gegenüber. Sie tastete nach den Sandelholzperlen des Rosenkranzes unter den Falten ihres Kleides und dachte an ihr ungewöhnliches Leben und den Mönch, der es gelenkt hatte. Der weise alte Einsiedler hatte die Fesseln menschlicher Existenz gesprengt, doch eines Tages würde er zur Erde zurückkehren, um zahllosen Menschen zu helfen, denen der Weg gezeigt werden muß, der zu Harmonie und Zufriedenheit führt. Sangye Khandro, die menschliche Dākinī, erkannte ihre Aufgabe in diesem Leben. Der Wind wehte durch ihr Haar, die Vögel kehrten von ihrer Reise in fremde Länder zurück. Sie spürte die Sandelholzperlen und war in Eintracht mit der Welt.

Das Märchen ist in englischer Version abgedruckt in dem Buch „Stories from Beyond the Clouds. An Anthology of Folk Tales“, hrsg. von Clifford Thurlow, Dharamsala²1977. Wir danken der Library of Tibetan Works and Archives für die Abdruckgenehmigung.

